

www.e-rara.ch

Inner-Afrika

Drummond, Henry

Gotha, 1891

Zentralbibliothek Zürich

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-141520>

II. Das Gebiet der ostafrikanischen Seen. Der Shirwa und der Njassa.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelnformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

II.

Das Gebiet der ostafrikanischen Seen.

Der Shirwa und der Njassa.

Das Buch ist abzugeben sein.

Das Buch ist abzugeben sein.

II.

Das Gebiet der ostafrikanischen Seen.

Der Shirwa und der Njassa.

Als Livingstone im Jahre 1859 das Shirehochland bereiste, entdeckte er einen großen See, den Shirwa, der heute noch fast unbekannt ist. Er liegt gegen Osten und ist von einer Bergkette eingeschlossen, deren hohe Ruppen und Gipfel von den Hügeln bei Blantyre sichtbar sind. Ich dachte, es möchte ein lehrreicher, daher geeigneter Anfang meiner afrikanischen Wanderzüge sein, ein paar Tage seiner Erforschung zu widmen, und so machte ich mich eines Morgens auf den Weg, begleitet von zwei Mitgliedern der Blantyre-Mission und einem kleinen Gefolge von Eingebornen. Wir steuerten nordostwärts. Zwei Tage, ehe wir den Wasserpiegel zu Gesicht bekamen, bemerkten wir, daß wir uns bereits im ehemaligen Seebette befanden. Obgleich jetzt bewaldet, so sind doch Beweise genug vorhanden, daß der ganze weite Landstrich einst unter Wasser war und zwar noch zu verhältnismäßig später Zeit. Es ist anzunehmen, daß der

Shirwasee sich vormals bis in die Nähe von Blantyre erstreckte. Als wir das Seeufer erreichten, kam ein uraltes Häuptlingsweib auf uns zu, das uns erzählte, wie vor langen Jahren ein weißer Mann ihr Dorf besucht und ihr ein Stück Kattun geschenkt habe. Das kann niemand anders als Livingstone gewesen sein; sie schien ihm ein gutes Andenken bewahrt zu haben. In der That, wo man auch immer in Afrika auf David Livingstones Fußstapfen stößt, atmet man den Wohlgeruch seines Namens.

Das Wasser des Shirwa ist brack und ungenießbar; für Wild, großes und kleines, scheint der Salzgeschmack in dessen einen besonderen Reiz zu haben, denn nirgends sah ich solch prachtvolle Herden, vornehmlich der größeren Tiere, als hier. Das Zebra war besonders zahlreich, und so wenig sind diese Tiere es gewohnt, gestört zu werden, daß es nur geringer Sorgfalt bedurfte, ihnen ganz nahe zu kommen. Es mag sonderbar klingen, aber ich meine, daß es unter den größeren Tierarten nichts Gefälligeres auf der Welt giebt als das Zebra. In der Nähe gesehen ist sein gestreiftes Fell fast so schön wie das des Tigers, während seine Gestalt und Bewegung in jeder Hinsicht schöner sind. Sein Gang ist allerdings weniger anmutig als der mancher Gattungen von Antilopen und Rehen, die sich neben ihm äßen, und man kann nie ganz vergessen, daß das Zebra in wissenschaftlicher Hinsicht eben doch nur ein Esel ist; trotzdem muß zugegeben werden, daß dieses gewandte und ansehnliche Tier bis jetzt ein nur halbgewürdigtes Geschöpf ist.

Mit nicht geringem Erstaunen entdeckten wir in dieser

fast ganz unbewohnten Gegend einen Fußpfad am Ufer hin, und zwar einen allem Anschein nach fleißig benutzten Fußpfad, so daß klar war, wir waren hier auf einen Hauptverkehrsweg gestoßen; die Spuren waren so zahlreich und so frisch, daß eine bedeutende Horde Menschen erst kürzlich hier durchgekommen sein mußte. Es dauerte auch nicht lange, so entdeckten wir den Zweck dieses Pfades; es war eine der Marschrouten der Sklavenjäger. Anzeichen dieses Greuelwesens kamen uns nur allzu bald zu Gesicht; ja, daß zur Stunde eine Sklavenkarawane nicht weit sein konnte, schlossen unsere eingebornen Führer aus allerlei Merkzeichen, wie aufgehäufte Steinchen und frischgeschnittene, in den Boden gesteckte Zweige, die da und dort gleichsam als Feldtelegraphen am Wege ersichtlich waren. Wir befanden uns in der That zwischen zwei Abteilungen der Karawane und die Steinchen und Zweige waren Signale zwischen Vortrab und Nachhut. Unsere Leute waren äußerst bestürzt ob der Entdeckung und wären keinen Schritt weiter gegangen, hätten wir ihnen nicht versprochen, uns jeglicher Einmischung zu enthalten, wozu wir übrigens einfach gezwungen waren, wollten wir nicht Mord und Todschlag für uns selbst und Sklaverei für unser Gefolge herbeiführen. Am andern Morgen sahen wir das Sklavenlager von einer Anhöhe aus und beobachteten den Aufbruch der Karawane, der aneinander gekoppelten Menschenware, zum Marsch nach der fernen Küste, welche viele von den Hunderten, die wie Vieh von dannen getrieben wurden, nie erreicht haben werden, davon zeugen die modernden Gebeine längs dieser Schandwege.

Es war die Rede von einem Fußpfad, ich muß dieses Wort dem Leser im afrikanischen Sinn erklären, damit er verstehe, wie in Afrika gereist wird. Trotz aller Reisebeschreibungen unserer großen Forscher, von welchen jeder sein Buch geschrieben hat, haben die wenigsten Leute eine richtige Vorstellung von dieser einfachen Sache. Die einen glauben, man bediene sich der Ochsenwagen, eine vom Kapland entlehnte, ganz unzutreffende Vorstellung in Innerafrika, wo ein Wagenrad heute noch so neu wäre wie ein Eisbär; andere fallen ins gegenteilige Extrem und meinen, der Forscher komme nur mit dem Kompaß in der Hand vom Fleck, daß er, die Linie des Bienenflugs für seinen Zweck einhaltend, seine Karawane durch die Urwälder steuere, wie ein Schiff durchs pfadlose Meer. Es mag daher die einen und die anderen erstaunen, zu vernehmen, daß kein Afrika-reisender seinen Entdeckungszug ohne Richtwege zu machen braucht; er wird ab und zu in weg- und stegloser Wildnis sein, aber immer wieder seinen geraden Pfad finden. Kein Land in der zivilisierten und unzivilisierten Welt ist wohl besser mit Fußwegen ausgestattet als dieses von keinem Vermessungsbureau aufgenommene Festland. Dorf ist mit Dorf verbunden, jeder Stamm mit seinem Nachbarstamm und darum mit allen anderen. Des Reisenden Kunst besteht darin, in dem großen Netz der Pfade seinen besonderen Fußweg zu erkennen, sich seiner Richtung bewußt zu bleiben und darauf loszuziehen. Zum Beispiel: er beginnt auf einem Fußpfad an der Zanzibar Küste, sein Ziel ist der Tanganjika; in acht Monaten wird er ihn erreichen, es bedarf

nur der Ausdauer. Ein Dorf liefert ihn weiter aus andere, in Zickzacklinien zuweilen, um natürliche Hindernisse zu umgehen, oder, was seltener ist, feindliche Stämme; er braucht aber nie in Urwäldern herumzuirren, nie ganz und gar nur auf die Sterne zu vertrauen, nie den getretenen Weg zu verlassen, bis Hunderte von Kilometer zwischen ihm und der Küste liegen, bis der letzte Fußpfad ihn zu einer Fähre am Tanganjika bringt. Er durchkreuzt den See, landet im Gebiet irgendeines Stammes und findet, vom nächsten Dorf ausgehend, abermals seinen Pfad. So dringt er weiter, zu Fuß und zu Wasser, und Dörfer sind seine Meilensteine, bis er nach vielen Tagen wieder die wohlige Meeresluft atmet, und sein treuer fußbreiter Führer ihn am Atlantischen Ozean abliefern.

Es ist nicht einmal ein Kunst, diese aufeinanderfolgenden Dörfer mit ihren Verbindungswegen ausfindig zu machen; der Reisende kann gar nicht anders, und überdies muß er. Er führt ja ein ganzes Regiment Begleiter, Diener, Lastträger, Soldaten und was sonst für Volk mit sich, und hat die Verpflichtung, sein buntes Gefolge zu füttern. Weischofn, Maniof, Hirse, Bohnen und Bananen wachsen auch in Afrika nicht wild; Nahrungsmittel für die Leute müssen für Geld und gute Worte von den Eingekornen erstanden werden — Baumwollenzeug und Glasperlen sind die gangbare Münze — und länger als drei Tage kann es nie anstehen, ohne daß man wegen der nötigen Einkäufe ein Dorf aufsucht. Eine Karawane lebt in der Regel von der Hand in den Mund und ihre Marschrouten ist keine willkürliche, son-

dem führt von Markt zu Markt. Nicht daß es wirkliche Märkte gäbe, es giebt keine Bazare, keine Kramläden in Afrika. Tausende von Dörfern, durch die der Reisende seinen Weg ißt, haben vielleicht die Zeit ihres Bestehens nie eine Karawane verproviantiert; mit der Bewilligung des Häuptlings aber, welche durch irgendein in die Augen fallendes Geschenk meist unschwer zu erlangen ist, erschließen sich die Vorräte, die Weiber eilen zu ihren Mahlsteinen, und die nötige Wegzehrung wird für unbekanntes Gegenwert in Kaliko und Glasperlen verabreicht.

Die soeben geschilderten Pfade sind dieselben in ganz Afrika; es sind Fußpfade im doppelten Sinn, denn sie sind nie mehr als fußbreit, dabei hart wie Eisen durch jahrhundertelangen Verkehr und tief eingetreten in den Waldboden. Die Regel ist, daß sie erstaunlich direkt sind; geradeswegs wie die alten Römerstraßen steuern sie über Berg und Thal auf ihr Ziel los, sie schrecken vor keinem Hindernis des Bodens zurück und lassen sich nie auf Abwege ein. Aber neben dieser straffen Zielrichtung im allgemeinen findet sich ein eigentümliches Schwanken im besondern; der afrikanische Fußpfad folgt im großen Ganzen der Linie des Bienenflugs, aber keine fünfzig Schritte sind je gerade. Die Ursache ist in die Augen springend. Liegt ein Felsblock im Weg, so fällt es keinem Eingebornen ein ihn zu entfernen; warum auch? es ist einfacher, um den Stein herumzugehen. Der nächste, der des Weges kommt, denkt ebenso; er weiß, daß andere nach ihm kommen, denen der Stein, wie ihm, im Weg liegen wird; er sieht das

Hindernis, es wäre keine Kunst, den Felsblock auszugraben und auf die Seite zu werfen, aber es fällt ihm nicht ein, nicht etwa weil er die Mühe scheute, sondern er denkt nicht daran. Daß man einen Stein aus dem Weg schaffen könnte und daß es dem allgemeinen Verkehr förderlich sein dürfte, es zu thun, kommt ihm so wenig zum Bewußtsein als etwa die Vorstellung, daß derselbe gemeiner Feldspath ist. Eine Generation nach der andern geht um den Stein herum, und der Stein wartet noch immer des Eingebornen, in dessen Ideentreis die Möglichkeit einer gemeinnützigen Änderung gedrungen sein wird. Aber es müßte ein erzsteiniges Land sein — und Afrika ist das durchaus nicht — um das eigentümliche Hin- und Herschwanken des afrikanischen Fußpfades ganz zu erklären. Es ist kaum zu viel gesagt, daß jede Stunde Wegs auf diesen Pfaden durch unzählige kleine Krümmungen zu fünfviertel bis anderhalb Stunden sich ausdehnt; das ist nicht ohne Grund, dieses Geschlängel hat seine Geschichte, eine Geschichte, die vielleicht ihre tausend Jahre alt ist, und der Schlüssel dazu ist in den Jahrhunderten verloren gegangen. Gestürzte Bäume sind wohl die Hauptursache. Wenn ein Baum über den Weg fällt, wird er so wenig auf die Seite geschafft wie der Felsblock; der Eingeborne geht um ihn herum. Grünes Holz kann er zur Feuerung nicht brauchen, und ehe das Holz trocken ist und die weißen Ameisen den Stamm ausgehöhlt haben, ist der neue Umweg dem alten Fußpfad einverleibt. Kleinere Unregelmäßigkeiten bezeichnen vielleicht die Stelle, wo Bäume und Baumstümpfe der grauen Vorzeit standen, als Menschen-

füße zuerst anfangen durch den Urwald ihren Weg zu suchen. Aber sei die Ursache, welche sie wolle, so viel ist sicher, daß in beharrlich direkter Richtung im ganzen und in sonderbarstem Unbestand im einzelnen kein Straßenbauwesen der Welt es dem afrikanischen Fußpfad gleichthut.

Obchon von nur mittelmäßiger Größe für Afrika, ist der Shirwa nach europäischem Maßstab doch ein bedeutender See. Mit seiner herrlichen Bergumgebung nach drei Seiten und dem steten Sommerdust, der wie ein Schleier über der Landschaft hängt, erinnert er an den großen Salzsee in der Zuliglut. Wir rasteten ein paar Tage am westlichen Ufer zum nicht geringen Erstaunen der harmlosen Leute daselbst, denen ein Weißgesicht die Zeit ihres Lebens noch nie vorgekommen war. Infolge der Raubzüge der Sklavenjäger hat die Shirwagegend nicht viel Einwohner, und die wenigen, arm und zerstreut, leben in steter Furcht. Am dichtesten bevölkert ist eine kleine Insel am Nordende des Sees, die mit ihren üppigen Baobabbäumen einen malerischen Anblick bietet. Diese Wa-Njassa, oder Leute vom See, wie sie sich nennen, sind vor den Sklavenjägern hierher geflüchtet und verlassen ihre flutbeschützte Zufluchtsstätte meist nur unter dem Deckmantel der Nacht. Ja, selbst dann sind sie nie sicher, nicht die Beute eines handfesten Nachbars von mächtigerem Stamm zu werden, wie denn solche Geraubte ringsum in den Sizen der Häuptlinge anzutreffen sind. Das ist eine Seite afrikanischen Daseins, die für unsere Begriffe etwas Grauen-erregendes hat; ja, in zivilisiertem Land und unter dem Schutz der Gesetze kann man sich kaum eine Vorstellung davon

machen, wie buchstäblich als fahrende Habe das Kind der Wildnis in Afrika gilt, wo stets der Stärkere vom Schwächeren Besitz ergreift. Es giebt Gegenden, wo man drei Eingeborne nicht miteinander über Land schicken kann, wenn man nicht riskieren will, daß ihrer zwei den dritten überwältigen und in die Sklaverei verkaufen.

Nachdem ich einige Zeit am Shirwa verbracht hatte, machte ich mich nach dem oberen Shire und dem Njassasee auf den Weg. Ein Marich von nicht ganz zwei Tagen bringt den Wanderer von Blantyre wieder ans Shire-Ufer. Dasselbst wartete meiner die rühmlichst zu erwähnende „Ijala“, ein winziger Dampfer, nicht viel größer als eine Flußfähre. Sie gehörte ursprünglich den Missionaren des Njassagebiets, und wurde vor einigen Jahren in siebenhundert Stücken von England hierher transportiert und am Shire-Ufer zusammengefügt. Es liegt etwas Romantisches in der kühnen Erstlingsreise der kleinen „Ijala“, als sie mit Mut und Hoffnung besetzt, die Anker lichtete, um den unbekanntem Njassa zu befahren. Noch nie zuvor hatte ein Kiel die gewaltige Wasserfläche durchfurcht, und die maßlose Verwunderung der Eingebornen, als das große Kanoe an ihren Dörfern vorbeipfiff, muß nach dem Bericht derer, die es mit ansahen, von unbeschreiblichem Reiz gewesen sein. Die „Ijala“ führt ihren Namen von dem Dorf, wo David Livingstone seine irdische Reise beschloß, und damit ist denn auch die heroische Mission des kleinen Bootes gekennzeichnet, im Dienste der Kultur und des Christentums da weiter zu arbeiten, wo der große Forscher aufhörte. Die „Ijala“ fährt in kürzeren oder längeren

Zwischenräumen zwischen dem oberen Shire, oberhalb der Wasserfälle, und den Stationen des Njassa, der Handvoll Missionare als Lieferungsboot dienend. Nur der Kapitän ist ein Weißer, die Mannschaft besteht aus Eingebornen. Nachdem das Vertrauen der Schwarzen erst einmal gewonnen war, gab es Freiwillige zum Matrosendienst gerade genug, mit dem Unterschied jedoch, daß die Arbeit auf Deck die wenig begehrteste war, während seltsamerweise der Zulauf zum Heizerposten — gewiß nie ein verlockender Dienst, und in Zentralafrika, sollte man denken, geradezu eine Tortur — jederzeit so groß ist, daß sich die Eingebornen ordentlich um die Vergünstigung reißen, im Heizerloch braten zu dürfen. Der Afrikaner scheint nicht von der Hitze zu leiden, im Gegenteil er sucht sie auf, sie ist sein wönigstes Element, während ein kühler Luftzug auf den Berghöhen oder ein plötzlicher Regenschauer ihn sofort in ein Jammerbild verwandelt.

Nach der Abfahrt von Matope, gerade oberhalb der Murchisonfälle, hat die „Glala“ noch ein paar Tagereisen im Fluß, ehe der Njassa erreicht wird. Das Thal auf dieser ganzen Strecke ist eine offene Ebene, zu beiden Seiten in ziemlicher Entfernung von Bergen begrenzt, die ohne Zweifel einst die Ufer eines größeren Njassa bildeten. Daß das südliche Ende des Njassa in langsamer Versumpfung begriffen ist, kann man bei der Annäherung deutlich erkennen, ja wir fanden eine ziemliche Wasserfläche, vom Hauptsee ganz abgesondert, einen See für sich bilden. Dieser kleine See heißt Pomalombe und ist so seicht, daß die Schraube der „Glala“ in der trockenen Jahreszeit den grauen Bodenschlamm

aufwühlt. Hier und dort liegen Dörfer am Ufer, und ein zeitweiliges Geschenk nährt die freundliche Gesinnung ihrer Bewohner. Manchmal wird übrigens doch scheel gesehen, die „Ijala“ ist wohl nur darum so vollständig sicher, weil sie an diesen Menschen vorbeifährt wie ein Ding aus höheren Regionen. Man darf nie vergessen, daß die dortige Welt ganz außerhalb der Grenzen der Zivilisation, ja fast außerhalb ihrer Kenntnis liegt; einige wenige Weiße im Dienst der Mission oder der Lakes Company abgerechnet, wer ist je dort gewesen? Die „Ijala“ selbst hat wenig Verkehr mit den Stämmen des oberen Shiregebiets; hier und da wird etwas Tauschhandel getrieben, Holz und Nahrungsmittel gegen Baumwollenstoff und böhmische Perlen, das ist aber auch alles, und das zeitweise Erscheinen des Bootes ist so wenig ein Beweis von Berührung mit der Kultur als etwa das Vorbeifahren einer Sternschnuppe. Der Leser könnte denken, die bloße Thatsache, daß ein Verkehrsmittel wie ein Dampfboot in Zentralafrika vorhanden ist, liefere einen sprechenden Beweis für Anfänge der Gesittung in jenem umnachteten Land; ich kann nur sagen, der Reisende wird stündlich und gründlich vom Gegenteil belehrt. Es ist ihm unfasslich, daß Land und Leute, die er vom Deck der „Ijala“ sieht, so ganz und gar unzivilisiert sein sollten, so unfasslich etwa wie die Erklärung des Kapitäns, daß an dem Ausklippen des Bootes soeben nur der freundschaftliche Stoß eines unter Wasser sich aufhaltenden Flußpferdes schuld war. Ein Schraubendampfer englischen Baues, der zuverlässig seine sechs Knoten zurücklegt, und Grasshütten mit kleiderlosen Ein-

geboren, oder ein Flusspferd — die Gedankenverbindung ist zu ungereimt, und man fällt immer wieder aus einer Ideenverwirrung in die andere.

Es war ein herrlicher Sommermorgen, als die „Ijala“ in den Njassa einfuhr, noch einige Stunden, und wir lagen in dem kleinen Hafen zu Livingstonia vor Anker. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den diese berühmte Missionsstation auf mich machte. Herrliche, bis zum Gipfel bewaldete Granitberge bilden den Hintergrund, und auf dem silbernen Uferstrand einer kleinen Bucht stand eine Reihe niedlicher weißer Häuschen. Ein durch einen Garten sich windender Fußpfad führte hinan; ich betrat das ansehnlichste der Häuschen — es war die Livingstonia Manse *) —, die Wohnung des leitenden Missionars. Alles war aufs schönste erhalten; englisches Zimmergerät stand da, ein Arzneikästchen, Teller und Tassen in den Schränken, Bücher lagen umher. Den Missionar aber fand ich nicht. Ich betrat das nächste Haus, es war die Schule; die Bänke waren da und die Wandtafel, aber keine Kinder und kein Lehrer. Ich ging weiter ins nächste — es war die Schmiede; Amboss und Handwerkszeug fand sich vor, aber kein Schmied. Und so weiter — alles in schönster Ordnung, alles leer. Da erblickte ich einen Eingebornen, er führte mich etwas abseits in den Wald; hier unter den Mimosen, am Fuß eines mächtigen Granitfelsens waren vier oder fünf Grabhügel. Da waren die Missionare!

*) Schottisch: Pfarrwohnung.

Ich verbrachte eine ernst stimmende Rastzeit im Schatten der verlassenen Station. Es ist ein wunderlieblicher Ort, und unter den Tamarinden am friedlichen Ufer kann man's kaum fassen, daß die Seuche, die im Mittag verderbet, an diesem schönen Fleckchen Erde ihr Wesen habe. Fünfundzwanzig Stunden weiter nördlich, an derselben Küste haben die paar überlebenden Missionare, mit unsäglichen Hindernissen kämpfend, ihre Arbeit aufs neue begonnen. Gewisse Reisende wissen Ungünstiges von Missionaren zu erzählen; daß dazu manchmal Grund vorhanden sein mag, will ich gar nicht in Frage ziehen. Das aber will ich sagen, und rechne es mir zur Ehre, es zu sagen, daß die Livingstonia- wie die Blantyre-Missionare heldenmütige, tüchtige und berufstreue Männer sind, die unsere Theilnahme weit mehr bedürfen, als wir in unserer Unkenntnis nur ahnen, und die über unseren Tadel eben so erhaben sind als über unser Lob.

Malariafieber ist die eine traurige Gewißheit, mit der jeder Afrikareisende zu rechnen hat. Möglich, daß er monatelang verschont bleibt, aber es folgt ihm auf der Ferse, und wohl ihm, hat er einen Freund um sich, wenn es ihn früher oder später überwältigt. Eine unerklärliche Reizbarkeit, Abgespanntheit und Niedergeschlagenheit bedrückt ihn wochenlang, ja ein, zwei Monate lang vorher. Am Morgen schickt er sich mit redlichem Eifer an, seine Karawane weiterzuführen; kaum hat er den Weg unter die Füße genommen, so überfällt ihn mit bleierner Schwere das Verlangen nach Mittagsruhe. Er ist ärgerlich über sich selber, über seine ungewohnte Laßheit, nimmt einen Schluck nach dem andern aus der

Wasserflasche und zwingt sich zum Weitermarsch. Der gute Wille hält nicht vor. Er schlägt sich in die Büsche unter irgendeinem Vorwand seine Sammlung zu vervollständigen — seine Leute sind es ja gewohnt, daß er Käfer und Steine sucht; kaum aber ist er ihnen außer Sicht, so liegt er auch schon unter dem ersten besten Baum — was Käfer und Steine, heute ist ihm alles einerlei! Dann schämt er sich, was soll aus der Reise werden, wenn er sich so nachgiebt? Und müde schleppt er sich weiter hinter seinen Leuten her. Die Sonne steigt am Himmel und endlich, endlich winkt die Mittagshitze; dieser Gedanke wirkt belebend, sein Wandermut flackert auf, dann aber ist er geliefert für den Rest des Tages. Er macht seinen Leuten begreiflich, daß es keinen besseren Ort auf der Welt gäbe für Steine und Käfer als gerade hier, sie sollten nur hübsch suchen, der Weitermarsch könne für heute unterbleiben, also Zelt auf für die Nacht! So geht es weiter, Tag für Tag, dann ereilt es ihn — zuerst ein Frösteln und Schmerzen hier, dann Gluthitze und Schmerzen da, dann Schmerzen überall und Feuer in den Gebeinen, dann Delirium, dann der Kampf zwischen Leben und Tod. Er geht als ein Schatten daraus hervor, wenn er überhaupt hervorgeht, und sammelt langsam Kräfte für den nächsten Anfall, denn daß das Fieber mit ihm spielt wie die Katze mit der Maus, das weiß er; es packt ihn immer wieder. Das afrikanische Fieber ist eine terra incognita; eine Karte seiner geographischen Verbreitung existiert nicht; man weiß nur im allgemeinen, daß es auf der ganzen Ost- und Westküste innerhalb der Wendekreise, längs allen Flüssen, an allen

Seeufern, in allen Niederungen und Sumpfigegenden auftritt. Die Hochebenen sind mutmaßlich mehr oder minder frei davon; aber um diese zu erreichen, müssen Malariadistrikte größeren oder kleineren Umfangs durchzogen werden. In solchen Gegenden wird der Körper mit Fieberstoff getränkt und die Krankheit kommt oft erst lange nachher zum Ausbruch. Die bis jetzt bekannten Thatsachen, das afrikanische Fieber anlangend, sind diese: Erstens hängt es mit verdunstendem Wasser und verwesenden Pflanzenstoffen zusammen; wie aber die Ansteckungskeime sich bilden oder worin sie bestehen, ist noch nicht ermittelt. Zweitens sind Eingeborne dem Fieber nicht minder unterworfen als Europäer, und zwar ganz besonders beim Übergang von einem Landstrich in den andern, von einer Höhe zur andern. So waren auf unserem Marsch über die Tanganjika-Hochebene vier oder fünf meiner Lastträger vom Fieber ergriffen, ehe ich selbst die geringste Mahnung verspürte, und obgleich sie nur ein paar Tagereisen von ihrer heimathlichen Luft entfernt waren. Drittens ist Chinin das Hauptmittel, so ziemlich das einzige Mittel. Und viertens, jeden Europäer ergreift das Fieber und zwar ohne alle und jegliche Ausnahme.

Die Sterblichkeit ist, was die Europäer anlangt, so groß, daß alle, die mit dem Gedanken umgehen, ihre Thätigkeit Afrika zuzuwenden, sich das nicht klar genug machen können. Nur wer selbst im Land war oder sonstwie mit den Erfahrungen afrikanischen Forschertums oder dortiger Missionsunternehmung vertraut ist, kann den Ernst der Sachlage ermessen. Das Fieber verschont keinen; der kräftige Mann

ist ihm gerade so ausgesetzt als der weniger kräftige. Vorsichtsmaßregeln nützen gar nichts oder haben nur den Erfolg, die Zahl der Anfälle zu mindern. Es ist unmöglich, vorherzusagen, wo man vom Fieber ergriffen werden kann und wo nicht. Und die grauenhafteste Eigenschaft dieses unsichtbaren Feindes ist die, daß sich die Krankheit wissenschaftlich bis jetzt eben nur durch das Opfer eines Menschenlebens demonstrieren läßt. In der Kongogegend sind denn auch Menschenleben in einer Weise daran gerückt worden, die das nüchterne Urtheil nur als sträflich bezeichnen kann. Es ist ein geringes, daß Menschen ihr Leben für nichts achten, zu Hunderten für nichts achten, wo es eine heilige Sache gilt; aber es ist keine Kleinigkeit, daß einer nach dem andern dem Tode sich weihend eine offenbar von der Natur gezogene Schranke zu durchbrechen sucht. Hier ist es Pflicht der Wissenschaft, es klar und deutlich auszusprechen, daß keine Hingabe, kein noch so schöner Eifer dem Menschen zur Schutzmauer wird, ja daß man selbst in der Arbeit fürs Höchste mit Gehorsam gegen die einfachen Naturgesetze am weitesten kommt. Es giebt einen Enthusiasmus, der dies leugnet, der ein Wort der Warnung als etwas Feiges und Ungeistliches von sich weist. Das ändert die Thatsache nicht und eine durchs weite Afrika sich hinziehende Kette von Grabhügeln liefert den nachdrücklichen Beweis. Ich sage das nicht, um den Eifer der Mission zu dämpfen, wohl aber um ihm seinen Weg zu weisen.

Bis zum Ende des Njassa in einem kleinen Dämpfer ist eine rechte Reise; Wind und Wellen sind oft zuwider

wie auf hoher See; hier muß vor Anker gelegt werden, weil der Holzbedarf zu Ende ist, dort, um nicht die Nacht durch zu fahren, und so ist's der Zeit nach ein größeres Unternehmen, als eine Fahrt nach Amerika. Berge umschließen die Ufer und die häufigen Stürme sind so heftig, daß Livingstone dem Njassa die Bezeichnung „Sturmsee“ beilegte. Nachts vor Anker zu liegen oder richtiger zu schaukeln, ist aber kein Vergnügen; man zog es gewöhnlich vor, sich ans Ufer setzen zu lassen. Meine Leute — ich hatte angefangen, mir „Leute“ zu sammeln, wo nur immer ich Eingeborne fand, die bereit waren, der werdenden Karawane sich anzuschließen — zündeten Feuer an, um Raubtiere fernzuhalten, und so schloß sich's friedlich auf dem weichen Ufersand.

Anstatt nur etwas über zweihundert Kilometer lang zu sein, wie man früher annahm, hat der Njassa eine Länge von fünfhundert Kilometer bei einer Breite von fünfundzwanzig bis neunzig Kilometer. Sein Bett ist eine riesige Granit- und Gneismulde. Die Wasser sind tief, ihr Spiegel liegt vierhundert und achtzig Meter über dem Meer. Die ihn umschließenden, zuweilen fast senkrecht abstürzenden Berge haben eine Höhe von sechs- bis zwölfhundert Meter. Der westliche Bergzug bildet eine fast ununterbrochene Kette, im Norden und Nordosten verzweigt sich weithin das Livingstone-Gebirge. Die natürlichen Häfen sind weder so zahlreich noch so geschützt, als man wünschen möchte, doch hat die „Itala“ ein paar recht gute Ankerplätze an der Westküste, und etwa halb so viele sind bis jetzt am Ostufer bekannt.

Ich besuchte nur ein Dorf am Njassa und hoffe, daß es ein Ausnahmedorf war; jedenfalls habe ich ein ähnliches sonst nirgendwo in Afrika gesehen. Eines schönen Morgens, ehe die Galaglocke zur Abfahrt läutete, geriet ich in dieses Dorf — ich war früh auf und ruderte in einem kleinen Boot an der Küste hin. Ich verlor mich alsbald in einem endlosen Labyrinth schmutziger Hütten. Der aus denselben ausströmende Geruch war über alle Beschreibung, und wohin ich die Schritte wandte, begegneten mir pockenranke Menschen im blühendsten Stadium der Krankheit, die da umherliefen, als ob man in Afrika vor Ansteckung gefeit sei. Der Häuptling dieses Nestes ist der größte Sklavenhändler und ärgste Sünder am See; rings um seine Behausung auf Pfähle gespielt dorrt Menschenköpfe in der Sonne, ich zählte deren vierzig — ein grauenhafter Anblick.

Das war übrigens kein afrikanisches Dorf, sondern ein arabisches. Die Dörfer der Eingebornen am Njassa sind selten so groß, selten so zusammengedrängt und nie so schmutzig. Sie ziehen sich lang hingestreckt an den Ufern hin oder sind weit ausgedehnt in die Wälder gesät; es müssen ihrer in der Umgebung des Sees viele hundert sein. Am westlichen Ufer allein hausen mindestens fünfzehn verschiedene Stämme mit ebenso viel verschiedenen Sprachen und unzähligen Mundarten.

Der Glanzpunkt des Njassa ist Bandawe, der jetzige Hauptort der schottischen Livingstonia-Mission. Unter dem Hauptort einer Mission denkt sich der Leser leichtlich eine saubere Straße, eine Kirche, vielleicht einen freundlichen

Friedhof und eine andächtige Gemeinde im Sonntagsgewand. Vandawe indessen besteht nur aus einigen Hütten inmitten einer großen Wildnis, und die schwarzbraunen Kirchgänger wissen sich selbst Sonntags zur Andacht in M'lungas Haus nicht viel andere Bekleidung als Pfeil und Bogen. Es ist ein klein winziges, nicht einmal mit Bänken versehenes Kirchlein, in seiner Art aber ganz so bedeutungsvoll wie der Kölner Dom, und die kleine Gemeinde ist mindestens so aufmerksam und zum Teil wohl mit mindestens so zu würdigendem Erfolg, als manche weit gebildete daheim in der Christenheit. Wie soll ich dem offenbar gesegneten Wirken Ausdruck verleihen, das hier seine Stätte hat! Man hält die Eingebornen für geringfügiges Material; wer so denkt, der gehe nach Vandawe, ein Besuch dort kann manchen beschämen und ist mindestens lehrreich. Ich wohnte einem Abendmahlsgottesdienst bei und werde das nie vergessen. Brot und Kelch empfing ich aus der Hand eines schwarzen Kommunikanten, dessen alltägliches Leben — und ich kann aus Erfahrung reden, denn manche prüfungsvolle Stunde auf der Tanganjikahöhebene hat er nachmals mit mir geteilt — ihm vielleicht ein besseres Anrecht zu dieser Tischgenossenschaft verlieh, als wir anderen leicht hin von uns sagen möchten. Dr. Lawz und seine Gattin mit ihren wenigen Gehilfen sind rechte Vorarbeiter der Zivilisation.

